In den Bergen wird nicht etwa von morgens bis abends gejuxzt, doch wenn die stotzigsten Planggen gemäht sind, bleibt wohl noch Zeit für ein Gützli.

Auf der Suche nach dem verlorenen «Jüüzli»

Musikfolklore und Folklorismus im Muotatal: Stimmen einer Schweizer Landschaft

Von Markus Mäder (Text) und Verena Eggmann (Bilder)

Das Jodeln im Muotatal ist importiert. Muotataler juuzen. Deshalb ist das Muotatal, ein Kerngebiet oral tradierter Schweizer Musik mit deutlich heraushörbarem Regionalstil, am Eidgenössischen Jodlerfest in St. Gallen mit keinem Klub vertreten. Der Jodlerklub Muotathal könnte sich mit den professionelleren Chören aus dem Mittelland nicht messen, auch wenn er stilistisch seine Tradition verleugnet.

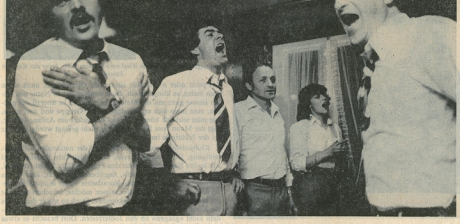
«Hin, ihr Jungen, zur Urquelle des Volksliedes und trinket, damit wieder neues, frisches Schweizerblut durch eure Adern rollt», hat Alfred Leonz Gassmann, der wohl bedeutendste Schweizer Jodelkomponist und -theoretiker, der Schweizer Jugend zugerufen. Doch wo sind die Quellen geblieben? Wir suchten nach alten Muotataler Jüüzli und entdeckten ein Tal.

Als sich vor zweiundzwanzig Jahren der alte «Tschinggeliedliverein» zum offiziellen Jodlerklub – zum ersten und einzigen im ganzen Tal – erklärte, hat Schmidigs Wisel im Ried, der Fluehofler, wie sie hier sagen, gemeint: «Die sollen für sich, ich tue für mich.» Dabei ist's geblieben.

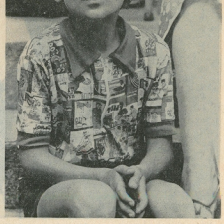
Er könnte ja gar nicht zur Probe. Einen Älpler, wenn die Zeit da ist, zieht's hinauf. Ihn zieht's auf den Gummen seit zwanzig Jahren. Jemand muss ja den Herren Schwyzer Bauern die Kühe melken, und der Jemand ist er. Oft möhnt er etwas dabei, oft möhnt er auch etwas beim Schilterfahren. Gewiss konnte er juuzen, aber nicht wie die im Klub, sondern wenn er mit Bruder Siebel und Scheilhiers Sebel fidel war, am ringsten, wie er meint, nach weissem Wein, bevor das Kopfweh kam. Fluehofs Wisel trägt nicht so gern Tschoopen und Krawatten wie die Herren im Klub, dort müsste er vornehmer sein, und andere stimmen ihm zu, dass manche grossartig seien und nur dabei sind, weil man muss. Wisel ist keiner von denen; er hat gesagt: «Da musst kein bisschen aufstehen wegen mir», als er in die Wirtschaft kam, und die Hand drücken hat man ihn auch nicht gekonnt, weil es ihm den Finger ins Seilbahnseil gewickelt hat, damit er wieder wisse, wie es ist, wenn es weh tut.

Er müsste ans Eidgenössische gehen, um zu zeigen, was Juuzen heisst. Wisel schenkt Vetliner «flüssige Sonne» nach. Da ginge er nie hin. Er wäre «zu wenig». Wo es denn sei dieses Jahr. Er kennt ja nicht einmal die Noten, und die Stimme ist auch nicht mehr gut. Früher kam er noch ohne zu «chlibischen» ganz anders hoch.

Früher. Was hatten sie anderes zu tun, im Winter im Holz und im Sommer, «flitt» (völlig) allein auf der Alp, als zu juuzen,



In der Wirtschaft zerfliessen die Grenzen zwischen Juuz und Jodel.



Das Knacken zwischen den Tönen haben schon die Kinder im Hals.

S Lipsche Franz-Dominis sind «frii» hier oben und würden mit niemandem tauschen.

bis einer von drüben Bescheid gab. Doch heute, versuch's mal, keiner gibt mehr Bescheid. Kein Mucks, keiner reisst kein Maul mehr auf, wenn man's probiert. Bescheid gibt Südwestfunk drei, das Kasseler Kreuz sei verstopft.

Die Alten hätten wir hören müssen. Er kannte einen Älpler auf dem Fronalp, der klang, als ob er durch ein Güllenrohr in ein Fass hineingröle, den hörte man bis Schönebuech hinunter, und das ist eine rechte Distanz. Lumnis Wisel war auch so einer. Konnte wie kein zweiter, hatte eine feste, käche Stimme, die narrenmässig weit hallte, dass es einen fror, wenn man ihn hörte, obwohl in der Wirtschaft, von nahem, Antönels Sefi der Lorbeer gebührte. Wenn man Wisel so reden hört, muss man meinen, dass Juuzer erst richtig gut sind, wenn sie nicht mehr juuzen.

Ja, als sie noch zusammen z Stubeten gingen zu den Mädchen im Tal, zu siebt und zu acht, beim Kafi Schnaps, da haben sie noch gewusst, was Juuzen heisst, und manchmal juuzten sie gar noch eins auf dem Brücklein über die Bächleren gegen Morgen, damit der Heimweg etwas kürzer wurde und sie sich leichter vom Velo hinab direkt auf den Melkstuhl schwingen konnten. Heute würde man dafür bestraft. Ehrlich, es ist wahr: Juuzen auf der Strasse nach abends zehn Uhr ist untersagt. Bestrafung wegen Pflege schweizerischen Kulturguts. Soweit ist es gekommen im Muotatal.

Wenn heute einer käme und so juuzte wie sie einst, man ginge ans Fenster und würde schauen. Doch die Kinder – zwölf haben sie drei zusammen, nicht eines juuzt. Sie fragen nur, wenn die Alten mal tun (was nun auch schon, jesses, über ein Jahr nicht mehr vorgekommen ist), ob sie mondsüchtig seien. Die Kinder haben kein Gehör mehr. Nicht einmal tanzen können sie mehr.

Mit dem Juuz ist's wie mit dem Wildiheu. Keiner braucht's mehr, keiner steht mehr Zirk dafür, trägt's hinauf und lässt's mit dem Seil hinunter – keiner, so dass es heute nicht einmal mehr ein «Gspuri» hat im Winter in die Rietlis hinauf, von denen hinab einst ganze Nationen ihre Fuder trugen.

Möglicherweise indessen war der Juuz nie Besitz der Genosssame wie das Wildiheu, sondern die Leistung seltener Begabung unter bäuerlichen Künstlern, deren Ruhm und Nachruhm auf ein ganzes Tal ausstrahlte.

*

S Lipsche Franz-Domini, ein leutseliger, tut's auch noch wie die vom Fluehof. Wohnt sonnenhalb, im Chaib irgendwo. «Ja chasch tänke», sagt Franz-Domini in der Zinglen oben (so heisst der Chaib), dort, wo seine Schar Mädchen im Winter wochenlang festsitzt, weil so steinige Lauenen den Weg zudecken, dass man nicht die Fräsen durchlassen kann und im Frühling dann im Zeugnis steht: «Schule wegen ungünstiger Witterung nur selten besucht.» «Ja chasch tänke», sagt er, so wie die singen in den Jodelliedern «i de Bärge ischs so schön», dass einer meinen könnte, es werde in den Bergen nichts anderes als gesungen und gejuuzt von morgens bis abends, so ist es nicht, auch wenn sie in der Zinglen oben, wenn's hudlet und ochst, tatsächlich mehr als reichlich Zeit zum Jassen und Juuzen in der Küche haben und Sack für Sack verbilligte Gümmel (Kartoffeln) von der Alkoholverwaltung durch die Raffel und Sack für Sack Mehl in Form von Brösm (Innerschweizer Polenta) durch die Mägen lassen. Nur wenn ein Western läuft, hat Franz-Domini für nichts anderes Zeit.

Mutter Leni muss halt alles ausser Schuhen selber lismen und büezen, und wenn nicht die ältesten Töchter bei Elsener in Ibach Messer schliffen und der Sohn im Sommer täglich 05.35 ab dem Schachen mit dem Arbeiterbus nach Zürich auf den Bauplatz führe, ging's noch weniger ring, denn vom Juuzen hat keiner gelebt, Juuzen ist gratis, in der Küche, an der Sennenchilbi, am Altersnachmittag; nur an der GV des Müttervereins ist der Hut herumgegangen.

Am schönsten geht's im Sommer. Weil die Planggen viel zu rauh und steinig sind für Maschinen, muss man alles mit der Sense nehmen, und wenn sie bei den stotzigsten, für die man Griffschuhe braucht, hinauf gemäht haben, juuzen sie oben etwa ein Gsätzli. Sieben tun's bei Franz-Dominis, doch dass ja keiner Stunden nehme! Franz-Domini stopft die Pfeife, die Mädchen lesen «Tom und Jerry». Sie sollen juuzen wie schon Grossvater und Tante, auf die angeborene Art, frei von der Leber weg, jeder ein bisschen anders, nicht wie im Klub. Das «hw», dieses Knaken zwischen den Tönen, das muss sein, denn das ist's, was den Schwyzern und Fillggauern (Illgauern) fehlt, das ist's, was keiner lernen kann, wenn er's nicht hat, und was die Kinder auch schon haben, wie den Schlenker nach unten am Schluss. Das ist eben Natur, der Franz-Domini zuckt mit den Schultern, erklären kann er's nicht, er weiss nur, dass sie deshalb sagen im Klub, «das darfst du nicht», und dass er eben das gerade will. Denn sie sind «frii» hier oben, was unübersetzbar und schon gar nicht dasselbe wie «frei» ist. Sie wollten mit niemandem tauschen.

*

Die Muotathaler im Schachen rauchen aus den offenen Fenstern, oben schweben Schwalben mit besonnten Bäuchen ihre Volten in den Abendhimmel. Platzkonzert im Schachen vor dem «Ochsen». Die Jodler in der Bluse – ihr Vortrag blasmusikalisch umrahmt von «La Montanara» und «Frölein, händ sie mis Hündli gseh» – schwelgen, Hände in den Taschen, in wohltemperierten Akkorden romantisch schwellender Orgeln. Herrlich schallt es aus den Kehlen, mit möglichst vorschriftsgemäss beharrlich geschultem Atem- und Pianoton zur Reifung der Stimme im Brust-, Schalt- und Kopfregister, gemäss dem Leitsatz «guet gschnufet isch halbe gsunge», dass die Klänge wie glasklar leuchtende Säulen zwischen den sonntäglich regensauber gewaschenen Häusern stehen: «Ja, wie die Alte gsunge händ, so singed au die Junge, joloulu ...» Und sagen tun sie danach: «Mir tüend wien eus Tschnurre gwachsen isch.» Aber das stimmt nicht ganz.

Juuzen und Jodeln im Muotatal sind zweierlei, auch im Sozialen. Juuzen ist ein grober, unveredelter Wildtrieb; Leute wie Fluehofs Wisel und Franz-Domini brächten ein falsches Bild in den Jodel, ihre Art sei des Klubs nicht würdig, sagen die Jodler, denn Jodler sind geschult, das Wilde ist weg. Sicher, jeder im Tal hat schon ein Fuder Heu geladen und Ställe von innen gerochen. Aber es gibt schon zu denken, wenn keiner der Jodler im Klub zu dem Stand zählt, den er aus so tiefer Brust besingt. Fabrikarbeiter sind dabei, Wirte, und Toni Büeler, der erste Vorjodler, ist Gemeindekassier. Aber kein einziger Bauer, kein Älpler. – Und keine Frau. Denn ein Jodel, so lassen wir uns sagen, muss von Herzen kommen, und ein Herz ist etwas Feines, Kleines, das man in die Hand nehmen kann, und was darüber hinausquillt, ist einewäg Chabis.

Juuzen für die vereinzelten freien (subventionsabhängigen) Bauern und Älpler auf ihren abgeschiedenen Heimetli sowie für die Frauen, Jodeln für die finanziell gesicherten Lohnabhängigen und die gewerbetreibende Elite zur Festigung der hierarchischen Strukturen im Dorf. Die Bässe wissen am besten Bescheid: Angenommen, man ist vom Tal und hat die Jüüz von jung auf im Ohr, muss doch der erste Bass gesungen werden, ob einem das passt oder nicht. Stur einen Ton durchsingen, auch wenn man meint, es klinge falsch, auch wenn man von Natur aus früher immer ganz mit der Melodie mitging. Es ist überall das gleiche, man muss sich unterordnen in der Gruppe und darf nicht, wie man wirklich könnte. Das ist besonders am Anfang schwer, sagt der Mann vom Bass, der lieber nicht gefragt würde, denn er sei der Nüütigste im Klub.

Klubjodeln grenzt an eine Sportart der nationalen Selbstverteidigung. Die gute Note reizt, man jodelt fürs Vaterland und wie es den Kampfrichtern an den Festen gefällt. Schelbert Fredi, abends Wirt im «Schlüssel», tagsüber ungelernter, aber prima Furnierzuschneider, den sein Vorarbeiter weder in der Schreinerei noch als dritten Vorjodler missen möchte, ist schon zentume mit einem «sehr gut» heimgekommen. Doch so wie er die Jüüzlis als Kind im «Schlüssel» hörte, möchte er mit seinen Naturjodeln nicht «gsagen» an den Jodlerfesten. Dort braucht es etwas mehr. Sauber muss die Stimme sein, hell, klar und nicht gepresst,

Der Altstil des Muotatals

«... dass es sich melodisch wie klanglich um etwas durchaus Eigenartiges, von den gemeinüblichen Schweizer Jodlern Abweichendes handeln musste.

Von den bekannten Jodlertypen harmonikalen Gepräges unterscheidet sich der Altstil des Muotatals aufs schärfste. Die grossen Sprungintervalle, namentlich Sexten und Septimen, haben hier keine harmoniegezeugte, sondern eine lineare Funktion. Der Tonraum erscheint wie ausgemessen und in hohem Mass distanzmässig charakterisiert. Die Quart gewinnt als Melodieschritt, das Tetrachord als Melodierahmen und Gerüstbeziehung besondere Bedeutung. Von unverkennbarer Eigenart sind Tonbildung und Singart. Fast punktförmig, kaum durch Portamento verbunden, reihen sich die Einzeltöne aneinander. Die Tongebung selbst ist klein und fest, von eigentümlich schalmeiartiger Schärfe und Gespanntheit. In der Vokalisation überwiegt der gleichfalls schalmeihaft gefärbte ä-Klang. Sehr bezeichnend ist das rasch absteigende, urwüchsige Schlussportamento. Unter den bislang aufgewiesenen Melodien vorgregorianischer Prägung nimmt die Fa-Tonart besonders breiten Raum ein. Das im Muotatal allgemein vorherrschende Distanzprinzip fördert nicht nur die beständig intermediäre Intonation des Fa, sondern auch die Neutralisierung der Terz, die hier zumeist als blosse Streckenteilung auftritt. – Das vorherrschende Deszendenzmelos und mancherlei andere Stileigenheiten könnten sehr wohl von einer keltischen (helvetischen) Grundlage ausgehen.» (Wolfgang Sichardt: Der alpenländische Jodler und der Ursprung des Jodelns. Berlin 1939.)

Am ringsten juuze Fluehofs Wisel nach weissem Wein, bevor das Kopfweh komme.

Wenn heute einer käme und juuzte wie die Alten einst, man ginge ans Fenster und würde schauen.

die Dynamik muss stimmen, anschwellen, abschwellen, wie es im Muotatal gar nie der Brauch war, und drei Gsätzli muss ein Jüüzli haben, auch wenn es eins mit eigentlich nur zweien ist. Dann wird halt das erste wiederholt oder ein schnelleres, ländlertaktiges angehängt nach dem Vorbild von ennet dem See. Heute könnte Fredi gar nicht mehr wie früher, es sei denn, er habe zuviel getrunken und beginne wieder zu knorzen und zu lärmen im Bauch.

Für die Jodler ist ungeschultes Juuzen ein «Gschrii». Sie reden von Naturjodel und meinen damit nach dem Jodeltheoretiker Max Lienert jenen Jodel, der nach mündlicher Überlieferung im freien Vortrag ohne Worte gesungen wird, im Gegensatz zum Jodellied, das, nach Partitur einstudiert, auswendig vorgetragen wird. Die mündliche Überlieferung hat auch dem Klub Material zugespielt, das der Musikwissenschafter Wolfgang Sichardt 1939 in seinen Notenbeispielen als der ältesten Schicht zugehörig erkennt. Anderseits klingen nicht alle Jüüzli der Bauern melodisch und harmonisch so unvertraut «exotisch», wie es sich gehörte fürs Muotatal. Hauptsache, sie sind überliefert.

Die Muotataler haben zwei Seelen – eine rauhe und eine feine. Nur scheinbar kommt beim lauten Festen bloss die eine zum Zug.

Die meisten Jüüzli tragen Personennamen. «De Theres ire», «Em Sagelientschli sine», in diesen Fällen Namen lebender Personen, die sie überliefert haben. Manche tragen mehrere Namen, nach den verschiedenen Überlieferungssträngen. Es ist fast, als ob es auf Jüüzli Besitzanspruch gäbe. Das ist *mein* Juuz, sagt der und dieser von den Bauernjuuzern, als ob es ein Unrecht wäre, wenn ihn der Klub nun als «Naturjodel» auch macht, obwohl ihn die Vorjodler möglicherweise aus eigenen Quellen schöpften. Es ist halt zuviel Neid im Muotital. Mehr als in andern Tälern, viel mehr als in Fillggau oben, dünkt's die Muotataler.

Was Juuzer und Jodler unterscheidet, sind weniger die «Gsätzli», wie sie sagen, als vielmehr die Technik, die Führung der Stimme. Der bäuerliche Muotataler Juuz gleicht der Sprache, hat viel lang gezogene üööööü, ieeieee und ähnliches, wie es in den Klubs kaum mehr zu hören ist, es sei denn einmal bei Kehlkopfschlägen. Die Muotataler werden immer ausgelacht draussen in Schwyz, weil sie so gezogen reden. Drum gleichen sie auch ihre Jodel dem Schweizer Einheitsbrei an, wie er sich bei Wisel Gyr aus dem Bildschirm ergiesst. Soll einer aus dem Muotatal mit seinen gepressten, gezogenen, grellen Muotataler Jüüzlisilben, mit seinem knackenden Kehlkopf und dem hörbar sich entspannenden Zwerchfell am Schluss vor die Kampfrichter treten! Vermutlich würde er ungewertet vom Platz geschickt. Die Technik kultivierter Jodler ist darauf angelegt, akrobatische Höhen zu erreichen und nicht zu ermüden. Juuzen liegt tiefer, ist streng, man kann nicht lange, weil es heiser macht. Es *ist* halt ein Gschrii.

*

Das erste Jüüzli ist in der Seilbahn erklungen. S Biitsche Theres und die Vrene, zwei Schwestern aus Hinterthal, standen, breitbeinig auf halbhohen Absätzen, an den schweren Unterarmen Handtäschchen schlenkernd, auch in der Kabine. Während die Seilbahn über die Rollen summend talwärts sank, die Sonne, gelb wie ein Rölleli Maienanken, mit uns zum schrägen Horizont vierwaldstätterseewärts trolte, stimmte Walter mit dem Doppelkinn, ein Mitglied des Klubs «Echo vom Mythen», in glockenreinem Dur ein Jodellied an. Und dann steigt auf Walters Weisung «de Rugeler», tief aus dem Doppelkinn gelockt, dass er rugelet und rugelet über die wüste Schneise hinab, wo der Föhn so bös in die Bäume gefahren ist, dass keiner mehr aufrecht wie ein Schweizer stehen blieb; da legt sich Theres, die mächtigere der beiden Schwestern, rasierklingenscharf mit ihrem Alphorn-Fa neben die Jodlerakkorde, und Vrene nimmt sogleich ab, dass es schaurig widerhallt in dem Kabinchen; im Kehlkopf knacken die Registerwechsel wie die Tannen im Föhn, und unbändig prescht der Klang aus der Kehle wie das Wasser aus der Schleuse am Fuss der Kraftwerkstaumauer unten in der dunkel gurgelnden, tief eingeschluchteten Muota, über die wir jetzt in die Talstation einfahren, wo die Badezimmerakustik unter den Eisenträgern in der grossen Halle dem Schlussakkord eine Art kathedralische Weihe verleiht.

Auf Kommando kann keiner juuzen, es muss ihm schon drum sein.

Jetzt geht's in die Wirtschaft. Tags in der Bude kann einer das ganze Jahr lang einen sauren Totz machen, in der Wirtschaft wird politisiert und behauptet und gchneblet und gchiibet, hier hat es schnudifudijodaladaheirassa, hat es lustig zu sein, bis der letzte zur Türe wankt.

Die «Sonne» um Mitternacht. Im Firnenglanz am Gletschersee äsen Hirsche, äugen in Öl durch einen Wald von Kaffeegläsern auf den Tisch zu ihren Füssen. «Happy Birthday, happy Birthday», johlt's zwölftönig, denn Trudi, Fridas Schwester, die mit dem Bruder von der mit der Perlenkette dort verheiratet ist, hat heute Geburtstag, während die mit dem goldenen Kreuz auf der Brust die Tante der Schwester daneben ist, die morgen, das heisst gerade jetzt, Geburtstag feiern kann. Also Prost, aber den Löffel musst du zum Anstossen aus dem Glas nehmen.

Ja, Frida weiss, was sie schuldig ist, tut's aber nicht deswegen, sondern weil's ihr drum ist; darum erheben sich aus ihrer Kehle über das Krakeelen an den Jasstischen hinweg diese merkwürdig gepressten, schaurig klagenden Schreie tiefen Glücks, in die bald auch die anderen einfallen, vierstimmig, viel reiner als in das «Happy Birthday» zuvor, doch kaum hat's begonnen, fällt's in das Schlussportamento ab. Es folgen eine Flasche Veltliner und Lumpeliedli, wie sie sagen. Frida macht gleich nochmal denselben Juuz, der auch noch ein drittes und viertes Mal kommt, um jedesmal wie zum Ausruhen – ein Stücklein Leerlauf nach den viel reineren, zum Singen viel strengeren Jüüzli – in den Morast der Lumpenliedli mit ihrer unbekümmert freien Intonierung und Stimmgebung abzusinken.

Muotataler haben zwei Seelen, sagt Heidi in einer Pause. Eine rauhe und eine feine. Ende der Durchsage, weiter geht's mit Lumpeliedli und Juuzen, die irgendwo ganz unten, an dem Ort, wo die alten Griechen dachten, im Zwerchfell, schlummern, abrufbar zu nächtlich trunkener Stunde aus dem Schatz musikalisch kollektiver Erinnerungen an jene grauen Vorzeiten des Alpenlebens, als gemäss Märtyrerakte aus dem Jahr 397 am Nonsberg im Trentino drei christliche Missionare «inter strepentes et horridos jubilos pastorales», unter schrecklich schallendem Hirtengejubel, totgeschlagen worden waren.

Grell leuchtend schwebt der Geist des Juuzes über dem Kafi-Schnaps-Glas, schwebt greller und leuchtender, je höher der Pegel steigt. Schnaps, der schöne Götterfunken: Seine Freuden binden wieder, was die Mode streng geteilt. In der Wirtschaft zerfliessen die Grenzen zwischen Juuz und Jodel (welchen die Muotataler selber nur in einer Richtung scharf ziehen: Sie juuzen, während im Klub Juuzen auch ihre Naturjodel meinen kann).

Noch jedesmal, wenn wir seither im Muotatal bis abends spät in einer Wirtschaft sassen, gab's Verlängerung, wenigstens inoffiziell, weil am Sauftisch die Jüüzli stiegen, abwechselnd mit Lumpenliedli und Trinkspielen, überall gleich, ob sich die Bauern im «Bödeli» trafen oder ob nach dem Platzkonzert die vereinigten Jodler und Bläser im Säli des «Ochsen» ein Fest losliessen, dass es ähnlich atavistisch knorzte und lärmte aus trainierteren und untrainierteren Jodlerbäuchen. Freie Bauern, Gewerbler und Bürger in grellem Einklang ihres natürlichen Wildtriebes. Auf den Tischen sind die Jodlerhüte zu Pagoden gestapelt, dem Musikethnologen hüpft das Herz in der Brust, der folkloristische Jodelklub macht echte Folklore, er jodelt primärfunktional, das heisst, seine Jodel sind Bestandteil der mündlichen Überlieferung, zweckentsprechend, brauchtums- oder handlungsgebunden und der Form nach nicht streng determiniert. Brauchtumsträger führen das Musikgut am «richtigen Ort, zur richtigen Zeit» theorielos aus, sie singen in nicht organisierten, ad hoc zusammengetretenen Gruppen, und Schelbert Fredi sagt, genau so wie es die Älpler sagen: «Ich bin keine Musikbox», wenn einer sagt, komm juuz doch noch einen. Wenn einer ein schlechtes Gewissen hat, kann er nicht juuzen. Es muss ihm drum sein, sonst, meint er, klinge es nicht echt. Oder ist's nicht so?

Bibliographie/Diskographie

Wolfgang Sichardt: Der alpenländische Jodler und der Ursprung des Jodelns. Berlin 1936.

Max Peter Baumann: Musikfolklore und Musikfolklorismus. Eine ethnomusikologische Untersuchung zum Funktionswandel des Jodels. Winterthur 1976.

Heinrich J. Leuthold: Der Naturjodel in der Schweiz. Wesen, Entstehung, Charakteristik, Verbreitung. Altdorf 1981.

Urchigs us em Muotathal. Jodlerklub Muotathal. Tell Record, TCP 5443.

Musikalische Beratung: Peter Betschart, Muotathal.

Tagsüber kann einer einen sauren Totz machen – in der Wirtschaft wird gchneblet und gchiibet.